

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 121.

Donnerstag, 27. Mai.

1915.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schede-Heller.

(Nachdruck verboten.)

Um selben Tage in der frühen Nachmittagsstunde begab sich Ridling nach dem Cap Martin zu Frau Roswalds Villa.

Berlin mit seinen weißen Dächern und wirbelnden Schneeflocken schwand aus seiner Erinnerung, er sah nur noch den lockenden Frühling des Südens.

Er war, als hätte der Himmel in plötzlich austreibender Leidenschaft die Erde gefügt, und als sei aus diesem Kuß diese üppige, lachende, von Licht überschäumende Natur geboren.

Wie gebannt hingen seine Blicke am Meer.

Einem Heer von Riesen gleich schreiten die blauen Wellen in gewaden Flanken vorwärts zur Bestürmung der Felsenmassen.

Sie schütteln ihre weißen Mähnen und stürzen mit wildem Getöse auf das ausgezackte, feurigrote Gestein.

Das Cap Martin ist mit Fichten bewachsen. Die knorrigen Stämme winden sich. Die Wipfel neigen sich tief, alle dem Meer zu, vom Sturm gebeugt und von der lockenden Kraft des Wassers angezogen.

Im Grün erscheinen die Villen wie Edelsteine, die im Sonnenlicht funkeln.

Jetzt stand Ridling vor Frau Roswalds Landhaus, und im nächsten Augenblick kam sie ihm entgegen durch den Garten, in dem die Orangen gleich Goldaugen glühten und rote Rosen dufteten.

„Hans —“

„Hilde —“

Stumm hingen ihre Blicke aneinander.

Kein Wort mehr brachten sie über die Lippen.

Konnten nur den Namen aussprechen, den jeder in der Seele trug.

Jahre waren seit dem Abschied in Berlin vergangen. Jahre, in denen sie beide am Leben gelitten und gelernt hatten. Sie war ihrem Kinde eine Mutter — im tiefsten Sinne des Wortes — er seiner Frau ein Gatte geworden.

Ein Meer war zwischen ihnen geräuscht. — Sie wußten es beide. Hörten sein Wogen und Losen. Schauten auf die steigende Flut der Erinnerungen. Suchten einander mit ängstlichen Blicken auf den Klippen, mitten in der brandenden See und fanden sich plötzlich Hand in Hand — fern vom Sturm — am sonnigen Ufer.

Wie wohl das tat.

Wie die Ruhe ins Herz sich stahl.

Wie befriedigend war das Bewußtsein für jeden von beiden, daß der andere nicht zurückgeblieben, daß er an den harten Felsen emporgelommen war und sich zu einem klaren Lebensblick durchgerungen hatte.

Für keinen waren die Jahre des Leidens und Kämpfens verloren gewesen. Keiner hatte in Verbitterung und Groll sich in sich selbst verschlossen.

Gereift — geläutert — vereidelt standen sie sich gegenüber.

Klippen.

Vergahe, daß sie Mann und Weib waren — und seien nur noch die Seelen — und erheben von dem Glüde, sich in solcher Harmonie wiederzusehen.

Da nahm er ihre Hand und küßte sie und sprach einmal ums andere ihren lieben Namen aus.

Sie führte ihn in ihr Haus, das sie für ihn mit Blumen geschmückt hatte — sie setzten sich ans Fenster und schauten hinaus auf den Frühling, der draußen jubelte.

Und waren so still — so froh.

Weit hinter ihnen sank zurück das Wünschen und Wegehn der Leidenschaft.

Sie empfanden es beide instinktiv — ohne Enttäuschung — ohne Bitterkeit.

Sie war die in sich selbst gefestigte, über den Kampf und die innere Unruhe hinausgewachsene Mutter — nicht mehr die sehnüchtiige, liebende Frau.

Die Liebe zu ihrem Kinde war stärker noch gewesen als ihr Schmerz und hatte allmählich von ihrem ganzen Sinnen und Trachten Besitz genommen — die schwersten Stunden der Entzagung und Vereinsamung langsam erhellt.

So stand sie nicht vor ihm als gebeugte, durch das Leid vergrämte Frau, sondern als Mutter, deren einziges Glück im Glück ihres Kindes liegt.

Sie sprachen von den verflossenen Jahren. Er erzählte von seiner Arbeit, seinen Erfolgen, seinen Zielen. Seine Seele erlösch sich, wie früher, vor ihren Blicken. Die lange Trennung hatte keinen Mittlang in ihre Beziehungen gebracht; es quoll aus ihrem Zusammensein ein tiefer, lächelnder Friede.

Nur von seiner Frau sagte er nichts.

Eine Scheu, die er vergebens zu überwinden suchte, schloß ihm die Lippen.

Es war wie ein leiser Schatten, der zwischen ihnen schwobt; aber sie fühlten beide, es war noch zu früh, um ihm Gestalt zu verleihen und ihn zu vertreiben.

Diese Zeit war noch nicht gekommen. Sie mußten noch warten und schweigen.

„Und Röschen?“ fragte er endlich, und erschrak fast, daß sein Herz bei der Frage so laut und sturmisch pochte.

„Röschen —“

Die Mutter wies lächelnd auf die Gartentür, durch die soeben ein schlank aufgewachsenes Mädchen trat.

„Onkel Hans — Onkel Hans!“ Sie hatte ihn schon erblickt und lief zu ihm ins Zimmer herein — Funkel in den Augen — Jugend auf Lippen und Wangen.

Sein Röschen war es!

Es waren ihre sonnigen Augen, die noch kein Blick in die Grünende und Klüste des Lebens getrübt hatte — die Kinderaugen, die leuchtend und wärmend in seine Seele hineinschienen und von den Toten ihn zu den Lebenden zurückgebracht hatten.

Es war ihr Lachen!

Dieses Lachen, das immer an Bergquellen und Waldbesgrün erinnerte und wie eine frohe Botschaft in

das Schweigen der Wüste ihm entgegengesessen war und ihn wie eine heimliche Melodie bei dem Wiederaufbau seines zerstörten Nestes begleitet hatte.

Das Lachen, dem selbst seine Frau nie hatte widerstehen können — das Röschen, das selbst sie hatte ohne Groll und Eifersucht lieben müssen.

Sie war die Jugend. Sie war der Frühling.

Eine Lebenskraft strömte von ihr aus, der man sich nicht widersehen konnte.

Nickling verstand in einem Augenblick, was er durch lange Jahre kaum hatte begreifen können, daß es dem Kinde gelungen war, die Mutter mit sich fortzureißen und singend und liebend sie über die Klippen zu führen in ein Land, wo auch eine Sonne strahlte.

Man brauchte nur das Mädchen anzusehen — man mußte an Sieg glauben und mit ihr und durch sie wieder jung werden.

Man hörte ihre Stimme und vergaß die ernsten Mahnungen von Herbst- und Winterszeiten, um nur noch dem Frühling zu lauschen.

„Onkel Hans —“ sie hatte ihn doch so genannt — sie hatte ihn geduzt, wie in ihren Briefen — sie hatte ihn geküßt und war sich nicht zu erwachsen vorgekommen.

„Ich bin noch immer dein Röschen, nicht wahr?“

Wie innig sie das sagte — wie weich die Augen schimmerten.

Sie hatte ganz die Stimme der Mutter — und so — ja ganz so — mußte auch sie mit zwanzig Jahren aussehen haben.

Und unwillkürlich — und zum erstenmal — mußte er an den Mann denken, dem es vergönnt gewesen war, diese Knospe zu besitzen.

Dann sah er wieder zu Röschen hinauf und dachte an den Mann, der auch diese Blüte in sein Haus tragen würde.

Bei diesem Gedanken schnitt das Weh ihm ins Herz. Er fühlte sich plötzlich müde und alt mitten im sprühenden Leben des Frühlings.

XX.

„Bist du wirklich schon drei Wochen hier, Onkel Hans?“

„Drei Wochen? Nein, wie schnell die Zeit vergangen ist — noch einmal eine Woche, und dann heißt es, wieder Abschied nehmen.“

Ein Schatten flog über Nicklings Gesicht, und Röschen fügte hinzu: „Aber weißt du, wir lassen dich noch lange nicht gehen — erst muß mein Geheimnis fertig sein — nicht wahr, Mama?“

Hilde lächelte.

„Was für ein Geheimnis? Darf ich es denn noch nicht erfahren? Ich brenne schon seit Wochen darauf“, meinte Nickling, der sich schon wieder in Mutmaßungen über etwaige Ehen und Verlobungen bewegte.

„Geduld, Onkel Hans — du wirst es noch lernen müssen —“

„Ich — in meinen alten Tagen —“ Er sagte es so fröhlich, nedend — aber eine ganz leise Wehmut stahl sich doch in seine Worte.

Es war, als hätte das junge Mädchen dies empfunden, und rasch wandte sie sich nach ihm um.

„Du — du bist noch jung, Onkel Hans — achtunddreißig.“

Er versuchte, gleichgültig die Achseln zu zucken.

„Das ist für einen Mann noch ein sehr nettes Alter —“, sie blickte verstoßen auf seine Gestalt — sehnig — elastisch — schlank, und dann auf das gebräunte Gesicht mit den scharf geschnittenen edlen Zügen — und ihr Herz wurde so seltsam weich und sehnüchsig wie die Natur, wenn der Abend naht und sie mit seiner Liebe umfängt.

Die Mutter war dem Blicke ihres Kindes gefolgt und auch sie schaute auf den Mann, den sie so heiß geliebt hatte.

Etwas — war es Wehmut — war es Sehnsucht? — schürzte ihr plötzlich das Herz zusammen. Sie empfand

zum erstenmal vielleicht, daß sie gealtert war. Sie war mit vierzig Jahren um viele Jahre älter als er mit achtunddreißig. Sie hatte gewissermaßen mit dem Leben abgeschlossen — alles, was ihr Herz an Liebe barg, auf das Kind ausgeschüttet und sich zur Entfaltung durchgerungen.

Darüber war sie alt geworden.

Er aber war jung geblieben. — Vor ihm öffnete sich das Leben, das sich hinter ihr geschlossen hatte. — Er hatte den Drang zum Streben und Arbeiten — die Kraft zum Schaffen und Neugestalten sich bewahrt.

Alles in ihm mußte nach frischem jungem Leben lechzen.

Das konnte sie ihm nicht mehr geben.

Wohl sehnte sich der Mann, der so viel gelitten hatte, nach Ruhe. Aber, mochte er es sich jetzt zugeben oder nicht, er brauchte noch zu seinem Glück die Flamme der Liebe — die Stimme der Leidenschaft.

Das Feuer konnte sie nicht mehr entfachen. Den Sturm nicht mehr brausen lassen.

Wie merkwürdig, daß dieses Gefühl so weh tat.

Sie schalt sich töricht. Sie hatte das schon lange geahnt — gewußt — schon lange in seiner Seele wie in einem offenen Buch gelesen und die jungen Triebe erblickt, die aus seiner Liebe zu ihr herausgewachsen waren und nun auf einen Sonnenstrahl worteten, um sich zu entfalten — —

Sie hatte auch in dem Herzen ihres Kindes es keimen und sprießen sehen — die Stimmen vernommen, die leise dort zu singen begonnen — —

Und nun — nun sie plötzlich vor einer festen Erkenntnis stand, zuckte ihr Herz, und sie mußte es erleben, daß die Liebe eine irdische Blume ist — man nur ringend und leidend sie in Gottes Gnaden emporblühen lassen kann.

Aber sie wollte auch das lernen.

Schlüß folgt.



Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten.

R. Damerling.

Wie sich deutsche Seeleute zum erstenmal das Eiserne Kreuz erwarben.

(Nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen.)

Die ehrwürdige Art und Weise, mit der die junge deutsche Kriegsschotte gegenwärtig ihre Feuerprobe besteht, lenkt die Aufmerksamkeit auf ein unbekannt gebliebenes Kriegserlebnis, das zwei deutsche Seeleute vor einem Jahrhundert in den englischen Gewässern unter außergewöhnlich abenteuerlichen Umständen zu bestehen hatten und das um so mehr verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, als es die erste Verleihung des Eisernen Kreuzes an deutsche Seehelden zur Folge hatte. Es war im Spätherbst des Jahres 1813, als der Kapitän des Memeler Handelsschiffes „Elfriede“, Karl Brandt, und sein Bruder, der Steuermann Johann Brandt, durch eine an Unerwiderkeit einzig dastehende kriegerische Heldentat bewiesen, daß der deutsche Seemann, wenn es gilt, selbst gegen erdrückende Übermacht eines noch so verschlagenen Feindes zu kämpfen und zu siegen versteht. Der einem Memeler Kaufmann gehörende Segler „Elfriede“ war am 20. Oktober 1813 von London aus mit Rum und Reis befrachtet nach Swinemünde in See gegangen. Zum Schutze gegen französische Kaperschiffe, die zu jener Zeit, da Deutschland und England gemeinsam gegen die Macht des Korsen sich auflehnten, vielfach die englischen Gewässer nach Beute durchstreiften, war der „Elfriede“ ein englisches Begleitschiff mitgegeben worden, das aber bald nach der Ausreise durch einen Orkan von dem Segler getrennt wurde. Am 1. November sichtete die nunmehr schuhlos segelnde „Elfriede“ unweit der Doggerbank eine englische Brigg, welche die Notflagge gehißt hatte und deren Mannschaft den Kapitän Brandt um Hilfe ansing, da das Schiff am Versinken sei.

Nachdem sich Brandt durch Einsichtnahme in die Schiffs-papiere davon überzeugt hatte, daß er tatsächlich ein englisches Fahrzeug vor sich sah, nahm er die offensichtlich völlig erschöpfte, aus einem Steuermann, sechs Matrosen und einem 12jährigen Knaben bestehende Besatzung an Bord. Um auch die Lebensmittelvorräte des Engländer möglichst zu retten, rüderte die aus vier Matrosen und dem Koch sich zusammen sehende Mannschaft der „Elfriede“ nochmals zu dem Bruder hinüber. In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Die anscheinend zu Tode ermittelten fremden Matrosen rissen plötzlich geladene Pistolen aus ihren Wärmern, umringten die allein auf dem Schiff zurückgebliebenen wehrlosen Brüder Brandt, um sich ihnen unter schweren Drohungen als französische Kaper zu erkennen zu geben, die das Schiff Brandts zur Prise erklärten und ihn und seinen Bruder kurzerhand als Gefangene in die Kajüte hinunterstießen. Dort unten geht den beiden das Verhängnisvolle ihrer Lage auf. Sie hatten zu wählen zwischen schmachvoller Gefangenschaft in Frankreich und einer verzweifelten Gegenwehr, die aller Voraussicht nach ihren sicheren Tod bedeuten würde. Sie waren jedoch Preußen und wählten das Letztere. Zwei gegen sieben! Ihre eigene Mannschaft hatte sich von den Franzosen einschüchtern lassen und es nicht gewagt, wieder an Bord zu kommen. Während das Bruderpaar über sich die Seeräuber toben hörte, lud es in aller Heimlichkeit vier in der Kajüte befindliche Flinten. Außerdem wurde ein alter Säbel zur Verteidigung bereit gehalten. Als die Dämmerung hereinbrach, öffnete sich plötzlich die Kajütentür und Steuermann Brandt wurde von den Franzosen aufgesondert, ihnen den Kurs nach der französischen Küste anzugeben. Statt aller Antwort stürzten nun beide Brüder mit je zwei Flinten bewaffnet auf Deck und feuern verzweifelt in die Gruppe der Feinde. Mehrere der völlig überraschten Fremdlinge sinken alsbald getroffen zu Boden, und die anderen schießen ihre Pistolen auf die Angreifer ab, glücklicherweise ohne zu treffen. In dem allgemeinen Handgemenge aber, daß sich nun entspinnt, kommt Kapitän Brandt zu Fall, und im nächsten Augenblick veringt ihm einer der Franzosen einen Dolchstich in die Schlüsselbein gegen, der ihm die Bestimmung zu rauben droht. Es entgeht ihm jedoch nicht, wie seinem Bruder beim Feuern die in der Eile zu stark geladenen Büchse plakt und ihm die Hand aufreicht. Dieser Anblick gibt dem Kapitän alle Kräfte des Leibes und der Seele wieder. Er rafft sich empor, entreißt dem Mann, der ihn verwundete, das Messer und stößt es ihm mit solcher Gewalt in die Brust, daß die Klinge abbricht und der Franzose auf der Stelle tot liegen bleibt. Zugleich lämpft sein schwerverletzter Bruder mit dem Säbel in der linken Hand gegen den Anführer der Franzosen und spaltet ihm mit einem wohlgezielten Hieb den Kopf. Fünf von den Sieben sind so unschädlich gemacht; die übrigen beiden geben angesichts des Heldenmutes der Brüder den Kampf auf und lassen sich völlig binden. Der Kampfplatz wies drei Tote auf. Ein vierter der Franzosen starb noch am selben Abend und der fünfte zwei Tage später an den erlittenen Verletzungen. Die beiden Gefangenen wurden mit nach Gothenburg gebracht, wo die „Elfriede“, nachdem sich inzwischen auch die Mannschaft wieder an Bord eingefunden hatte, am 5. November 1813 eintraf. Der 12jährige Knabe, der mit den Franzosen auf die „Elfriede“ übernommen und bei dem Kampf ebenfalls verwundet worden war, löste das Rätsel, wie die Raubräuber auf das sinkende englische Fahrzeug gekommen waren. Nach seiner Erzählung hat die Brigg Weizen von Königsberg nach London bringen sollen. Bei Doggerbank wurde sie von einem französischen Kaper, der anfangs die englische Flagge führte, angegriffen und genommen. Der Kapitän des englischen Schiffes und die Mannschaft wurden auf das französische Raubschiff gebracht, während eine Anzahl Franzosen die Brigg bestiegen und voraussegelten. Der Sturm trennte beide Schiffe und brachte die englische Brigg nach langem Umherstreichen zum Scheitern. In hilfloser Lage wurde dann das Fahrzeug von der „Elfriede“ gesichtet. Die Heldenat der Brüder Brandt wurde alsbald auch König Friedrich Wilhelm III. mitgeteilt, der beiden waderner Ostspreußen das eben gestiftete Eisene Kreuz verlieh. Sie waren die ersten, die diese schlichte Auszeichnung als deutsche Seehelden tragen durften, und mit besonderer Feierlichkeit wurden ihnen in Memel unter der Anteilnahme der Spiken sämtlicher Behörden die Kreuze von dem damaligen Memeler Polizeidirektor Glesche überreicht.

Aus der Kriegszeit.

Österreichs Siege über Italien. In seinem ergreifenden Aufruf an seine Völker beschwört Kaiser Franz Joseph die großen Erinnerungen seiner Jugend heraus, die sich an die Namen Novara, Mortara, Custoza und Vissa knüpfen. Es ist die unerbittliche Wahrheit der Vergangenheit, daß die Fürsten und Völker Italiens auf dem Schlachtfelde noch niemals Glück hatten gegen Österreich... Als Piemont-Savoyen unter Karl Albert I. 1848 den Kampf gegen Österreich begann, erfocht schon am 25. Juli der greise Radetzky seinen großen Sieg bei Custoza. Schon damals zeigte sich, was in allen späteren Kämpfen wiederkehrte: „Der Verpflegungsdienst, der im italienischen Heere von Anfang des Krieges an sich als schlecht organisiert gezeigt hatte, versagte in diesen Tagen völlig, daß viele Regimenter garnichts erhielten; die Hitze war drückend, die entkräfteten Soldaten fielen durch Sommerlich, vor Durst und vor Hunger“ — diese historischen Feststellungen sind um so einwandfreier, als sie von einem italienischen Geschichtsschreiber von Ruf, Pietro Orsi, stammen. 1849 folgten die glänzenden Siege der Österreicher bei Mortara am 20. und Novara am 23. März. Am Abend des letzten Tages stand Karl Albert lange auf der Stadtmauer von Novara, die Arme über der Brust gefreuzt, und überließ sich den Erinnerungen seines Lebens. Vor einem Jahre, gerade auch am 23. März, hatte er in Turin, vom Königspalaste aus, den Krieg erklärt, und nun brachte der Jahrestag die unheimliche Vernichtung seines letzten Heeres... Er brach unter der Verantwortung zusammen und legte zugunsten seines Sohnes Victor Emanuel II. die Krone nieder. Dessen Regierung brachte freilich die Einigung Italiens, aber die Siege bei Montebello, Magenta und Solferino ersuchten die französischen Waffen und die gezogenen Kanonen des dritten Napoleon, dessen Wille schließlich doch Italiens Schicksal entschied, trotz der hochlönenden Phrase „Italia fara da so“ („Italien wird ganz allein fertig werden“). Das Stammland des Königshauses, Savoyen mit Niçza, mußte an den „Befreier“ Napoleon abgetreten werden; — der einzige nationale Krieg, den Italien seitdem führen könnte, müßte sich also gegen Frankreich richten, das uralt-italienisches Gebiet annektiert hat. Das haben die Italiener anscheinend ebenso vergessen wie die Tatsache, daß der Tag von Sedan und Bismarcks Wohlwollen es war, die dem General Raffaele Cadorna es erlaubten, am 20. September 1870 bei Porta Pia eine Bresche in die Mauer der ewigen Stadt zu legen und Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen. In der Zwischenzeit aber hatte Italien während der deutschen Heldenkämpfe von 1866 bekanntlich die Niederlagen von Custoza und in der Seeschlacht bei Lissa zu buchen — zu Wasser und zu Lande von den Österreichern geschlagen. Die Vergangenheit streift ihre Geisterhände aus nach der Seele der Lebenden; man hätte glauben sollen, daß sie die sinnlose Kriegsbegeisterung in dem Waffengang gegen Österreich sehr zu dämpfen gezeigt hätte gewesen wäre.

Das Arsenal von Benedig. Eine der ersten Kriegshandlungen, die der von den Italienern herausbeschworene Feldzug zur Folge gehabt hat, war die erfolgreiche Tat österreichischer Seeflieger, die das Arsenal in Benedig mit Bomben belegten und sichtlichen Schaden hervorriefen. Der lühne Vorstoß wird in Italien einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen; handelt es sich in dem Arsenal von Benedig doch um eine Bauanlage, die durch die Jahrhunderte den Ruf der Stadt begründet und mehrheitlich halb und die als eines ihrer Wunder galt. Das Arsenal war in alten Zeiten nicht nur Benedigs berühmtestes, sondern auch sein nüchtestes Bauwerk; die gewaltigen Flotten, die hier entstanden, bildeten die Grundlage seiner Seeherrschaft. Die Gründung des Arsenals an seiner jetzigen Stelle reicht bis in das Jahr 1104 zurück; 1304 wurde es zum erstenmal wesentlich vergrößert, und in den folgenden Jahrhunderten fanden noch fünfmal große Erweiterungen statt. Wie es schon früh der vielgerühmte Mittelpunkt des Drängens nach der Seeherrschaft bei den Italienern wurde, dafür ist der klassische Ausdruck die berühmte Schilbung, die Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ im 21. Gesänge des „Inferno“ von dem geschäftigen Treiben in Benedigs Schiffbauwerkstatt gegeben hat: „Als ob wir in

Venedigs Zeughaus wären, / Wenn man das zähe Pech im Winter braut, / Schadhaft geword'ne Schiffe neu zu teeren, / Denn schiffen kann man nicht; statt dessen baut / Der sich ein neues Schiff, der flidt das lede, / Das viel gereist, und stopft ihm Ripp' und Haut; / Der hämmert am Galion und der am Heck, / Der drehet Tau, der schnitt am Ruderstock, / Der bessert aus des Segels schwache Fleke . . . " In Venedigs Glanzzeit beschäftigte das Arsenal nicht weniger als 16 000 Arbeiter, eine Zahl, die an sich schon die ganze Größe dieser Seemacht in ein helles Licht rückt; dann, mit zunehmendem Verfall, ging die Arbeiterzahl schnell zurück und betrug im 17. Jahrhundert nur noch 3000, um gegen das Ende der Republik auf etwa 2500 herabzufallen, wozu sich allerdings für außergewöhnliche Arbeiten noch die Handwerker und "Faccini", die Gepäckträger der Stadt, gesellen mußten. Heute ist das Arsenal eine weitläufige Anlage von Werften für den Schiffsbau, von Bassins, Trockendocks und Magazinen, großen Werkstätten und einer Geschüggieherie. Im ganzen hat die Anlage die stattliche Größe von etwa 88 Hektaren und ist mit Mauern und Festungswerken rings umschlossen; jedem Nichtberufenen wird der Zutritt streng verwehrt. Ein prächtiges Frührenaissancestor, das aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt, erhebt sich an seinem Eingang, und davor stehen die vier berühmten Marmortüren, von denen einer im 17. Jahrhundert vom Phräus in Athen hierher überführt worden ist. Um die Mähne des Löwen, der sich auf seinen Hinterfüßen aufrichtet, ziehen sich zwei Inschriften in Schlängenform, die Runen zu sein scheinen und gegen Ende des 10. Jahrhunderts von einer nordischen Völkerschaft, die die Leibwache der byzantinischen Kaiser bildete, darauf gesetzt sein sollen. Über dem Eingangstor, der eine Art Triumphbogen mit Bildhauerarbeiten von Schülern Sansovinos ist, erhebt sich eine Statue der hl. Justine von Campagna; über dem Innentor des Vestibüls steht eine kleine Statue der hl. Jungfrau von Sansovino. Eine besondere Sehenswürdigkeit des Arsenals von Venedig stellt sein Museum dar, das mit Rüstungen, Waffen und Schiffsmodellen gefüllt ist. Die verschiedenartigsten Erinnerungen aus Venedigs großer Vergangenheit sind hier zusammengebracht, echte und angebliche Trophäen. Man sieht da den sogenannten Lebherz Attilas und das Geschirr seines Pferdes, echte Helme von venezianischen Kreuzfahrern, Waffen und Fahnen aus der Schlacht von Lepanto und schließlich auch Folterwerkzeuge der Inquisition. Eine besonders kostbare Reliquie im Museum des Arsenals sind die Reste von dem letzten, herrlich geschmückten Vencen-taur, dem Prunkschiff, auf dem am Himmelfahrtstage der Doge im feierlichen Zuge aufs hohe Meer hinausfuhr, um Venedig aufs neue mit dem Adriatischen Meer durch das Versinken eines Ringes zu vermauern. Dieses letzte Staats-schiff war 1729 gebaut worden; es fand aber ein ruhmloses Ende, als es 1798 die Franzosen, die jähigen Verbündeten, aus Habgier zertrümmerten.

Des deutschen Soldaten Speisezettel. Unsere Soldaten haben ihre Feldküchen, die ihnen selbst und häufig auch den hungrigen Bewohnern der feindlichen Dörfer kräftige warme Nahrung spenden, "Gulaschkanonen" gekauft und damit von neuem die derb sprachköpferische Begabung des deutschen Kriegers bewiesen, die in der Soldaten sprache so deutlich zum Ausdruck kommt. Essen spielt natürlich in dem Gedankenkreis unseres Heeres eine große Rolle, denn das Sprichwort: "Wer nicht ist, kann auch nicht arbeiten", gilt natürlich in erhöhtem Maße von der harten Blutarbeit unserer feldgrauen Helden. Deshalb haben von altersher die "Fressatien" ihre bestimmten treffenden Bezeichnungen, und eine reiche Auswahl aus diesem sprachlichen Speisezettel des deutschen Soldaten bietet Paul Horn in seinem Buch über die deutsche Soldaten sprache. Schon bei Fischart und bei andern Schriftstellern des 16. Jahrhunderts finden sich allerlei feldsprachliche Ausdrücke für die "Futtergeräte", wie die soldatische Unbildung von "Fourage" heißt. Die Würste werden "Regenwürmer" oder "Schüblinge" genannt; der Käse heißt "Wendrich", die Suppe "Flok", das Fleisch "Bokhart". Brot nannte man wie in der Gaunersprache hebräisch "Lehem". Heute nennt der Soldat trocken Brot "Nanzenbeizer" oder er gibt diesem Hauptnahrungsmittel die Ehrentitel "Kommischinken", "Kaiser Wilhelms-Torte", "Hant", "Pumpernickel". Die Dreierbrotchen heißen in Preußen "Strumpföhl", d. h. Strumpfsohle, in Bayern "Pfennigmüdeln" oder "Gamaschen-Ende". Die Griechuppe muß sich die Titulatur "Filzlaus-

suppe" und Reissuppe die "Elefantenuppe" gefallen lassen. Kartoffelbrei heißt "Kartoffelzug", Reis "Ahllein", "alter", Graupen nennt der Soldat "Zielmunition", "Käsetnen-schlossen" oder gar "Regimentsstrafe". Budeln sind "Windfäden", "Regenwürmer" oder in Österreich "Tambourschwanzeln". Für Sauerkraut hat man das Wort "Schiebaumwolle", für Echsen mit Sauerkraut "Lehm und Stroh", für Weißkraut "Zuflappen", für Mohrrüben "Galgenmägel". Marinierten Hering hat der Soldat mit der tieffinnigen Titulatur "Wahninnger" bedacht. Die tägliche Fleischration heißt "Spätz", und alle Fleischsorten werden unter dem Namen "Fettigleiten" zusammengefaßt. Im Felde muß der Soldat nicht selten selbst für den Fleischgang sorgen, und da laufen ihm am häufigsten Hühner, Gänse oder Enten über den Weg. Besonders Hühner und Soldaten sind geschworene Feinde, und von der mit Eifer betriebenen Jagd nach dem lieben Fledermaß hatten die Landsknechte die Namen "Hühnerfeinde", "Hühnerfänger". Nicht viel besser ging es den Gänzen. "Daher kommt der ewige alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten", erklärt Adam Junghaus von der Osnabrück in seiner "Kriegsordnung zu Wasser und zu Land", "weil jene stets in Fledern schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Tier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Kähen." Auch heut muß der Soldat sich solche Ware im Kriege bisweilen selbst einhandeln, und wie 1870, werden sich auch jetzt unsere Leute durch Benennungen, wie "Ritterti", "Galgalgal", "Hoppel di hopp" verständlich machen müssen, wenn sie ein Huhn oder Eier oder ein Pferd wünschen. Die Gans nannten die Deutschen 1870 "Cuirassier blano". Auch "Breitfuß" wurde sie betitelt, und die Ente heißt "Kleiner Breitfuß". Feldsprachlich nennt man jeden Vogel "Fludhart", das Huhn "Gadenscheer". Einen "Holberlaug stözen" oder "Strohbuß verhören" tat der Landsknecht, wenn er ein Huhn oder eine Gans fing. Mit Behagen verzehrt die Mannschaft ihren "Wivalsvogel", wenn sie ihn beim Durchmarsch durch ein Dorf zu fassen bekommen hat. Im Kriege von 1866 wurde ein Ochse, der dem Truppenteil als Fourage nachgetrieben wurde, "lebendes Haupt" genannt. Die Kuh heißt in der Feldsprache "Hornbod", das Schwein ganz so wie in der Gaunersprache "Rieling", der Fisch "Flöhsling". Schlechtes Essen nennt man "Kumfutsch", österreichisch "Kaschernat"; bei "Küchenzettel blanl" gibt es nur Fleisch, und statt des Brotstoffs muß das Kummibrot dienen.

Die Sichtbarkeit der Geschobahn. Wenn man eine günstige Stellung zu einem feuernden Geschöpfe einnimmt, kann man bekanntlich die Geschobahn verfolgen, und zwar um so besser, je schneller das Geschöpfe fliegt. Nun sieht man keineswegs immer das Geschöpfe fliegen; an einigen Tagen beobachtet man den Vorgang häufiger als an anderen. Man hat daher schon früher vermutet, daß physikalische Ursachen, die in der Atmosphäre liegen, bestimmd für die Sichtbarkeit der Geschobahn werden. Einezureichende physikalische Erklärung dieses Phänomens gibt nun in der Zeitschrift "Schuß und Waffe" Professor Dr. Dender (Oberlahnstein). Man muß sich erinnern, daß bei Verdichtung der Luft Erwärmung, bei Ausdehnung Abkühlung eintritt. Da warme Luft mehr Wasserdampf enthält als kalte, so gibt die bei Ausdehnung sich abkühlende Luft den Überschuß an Wasserdampf, und zwar in der Form feinsten Nebeltröpfchen, ab. Diese Vorgänge sind es, die sich beim Abfeuern eines Geschosses abspielen. Wie aus Photographien fliegender Geschosse hervorgeht, bildet sich hinter dem Geschöpfe ein luftverdümpter Raum. In diesen strömt die an der Geschobahn liegende Luft ein, d. h. die Luftschichten dehnen sich aus, werden dünner und kühlend ab. Diese Abkühlung wiederum führt zu einer Kondensierung des überschüssigen Wasserdampfes zu Nebeltröpfchen. Es bildet sich nun, da sich dieser Vorgang momentan auf der ganzen Geschobahn fortsetzt, ein Nebelstreifen, und dieser ist es, den wir als Geschobahn wahrnehmen. Man kann auch weiter begründen, warum zu verschiedenen Zeiten und Tagen die Geschobahn ungesehen bleibt. Es tritt dies dann ein, wenn die Luft trocken ist; dann fehlt der zur Nebelbildung nötige Wasserdampf. Umgekehrt wird mit größerer Feuchtigkeit der Luft, wie dies gegen Abend der Fall ist, die Nebelbildung stärker. Auch Staub, der sich in der Luft befindet, befördert leichtere, da sich an den kleinsten Staubteilchen die Wasserdampftröpfchen leichter niederschlagen. So wird auch in staubiger Luft die Geschobahn deutlicher.